

JOACHIM WANKE
Bischof von Erfurt

„Eine Zukunft in Frieden“
Bibeltheologische Überlegungen zum Stichwort Frieden¹

Die Friedensfrage bleibt auf der Tagesordnung - auch und gerade nach den Erfahrungen, die in den letzten Jahren auf dem Balkan gemacht werden mussten. Die ACK wurde seinerzeit kritisiert, als sie für die 1996 nach Erfurt einberufene Ökumenische Versammlung das Thema vorgab: „Versöhnung suchen - Leben gewinnen“. Manchen war das Stichwort „Versöhnung“ zu „quietistisch“ und damit ideologieverdächtig. Die Erfurter Versammlung wollte damit das Leitwort der 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz 1997 aufgreifen: „Versöhnung - Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“. Aber es wurde auch schon damals deutlich, dass die Friedensbewegung der siebziger und achtziger Jahre, soweit sie sich aus christlichen Grundüberzeugungen speiste, neuer Impulse aus den biblischen Quellen bedurfte. Die friedensethische Diskussion kann sich angesichts der heutigen Weltlage - nach dem Ende des weltweiten Ost-West-Konfliktes der alten Machtblöcke, aber mit vielen regionalen ethnischen, religiösen und sozialen Konfliktherden - nicht allein auf die Frage der Gewaltfreiheit beschränken. Das biblische Schlüsselwort „Versöhnung“ kann diese Horizonterweiterung unserer Vision vom Schalom Gottes und seiner Bedingungen herbeiführen - denn dieses Wort ist keineswegs ein Ruf zu weltabgeschiedener Innerlichkeit. Die konkrete „Versöhnungsarbeit“, wie sie etwa durch die Projekte der bischöflichen Kommission „Iustitia et Pax“ oder dem „Ökumenischen Versöhnungsdienst im konziliaren Prozess e. V.“ in Wethen und von vielen anderen Christen und Nichtchristen inspiriert und geleistet wird, ist dafür ein sprechender Beweis. Künftige Konfliktprevention und Konfliktaufarbeitung, auch durch zivilgesellschaftliche Akteure, muss sich der Frage stellen, wie es angesichts latenter Spannungen zu einem „nachhaltigen“ versöhnten Miteinander von potentiellen und tatsächlichen Konfliktpartnern kommen kann.

Das diesjährige Marburger Ökumenegespräch greift dankenswerterweise die Friedensdiskussion der letzten zwei Dekaden in veränderter Weltlage wieder auf. Ich möchte zur Fundamentierung der nachfolgenden Werkstattgespräche einige bibeltheologische Einsichten zum Thema „Eine Zukunft in Frieden“ beisteuern, Einsichten, die nicht neu sind, aber im Jahr 2000 mit seinen vielen regionalen Konflikten vielleicht doch anders gehört werden könnten als noch zu Zeiten des „Kalten Krieges“ zwischen Ost und West.

Die Bibel verhält sich zu manchen Themen, die wir heutzutage mit Leidenschaft und Engagement diskutieren, recht spröde. Nicht immer gibt die Heilige Schrift die Antworten, die wir

¹ Vortrag beim VII. Marburger Ökumenegespräch am 22. Januar 2000

auf unsere Fragen hören wollen. Beispielhaft ist etwa folgende Episode aus dem Neuen Testament: Jesus wurde einmal auf ein besonders grausames Massaker hin angesprochen, das Pilatus unter aufständischen Galiläern hatte anrichten lassen. Was Jesus daraufhin zu sagen hatte, ist für unsere an Menschenrechtsproklamationen und Solidaritätsappelle gewöhnten Ohren nicht sonderlich angenehm zu hören. Die Antwort Jesu lautete: „Meint ihr, diese Galiläer seien größere Sünder gewesen als alle anderen Galiläer, weil sie das erlitten? Nein, ich sage euch: Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle genau so umkommen (Lk 13,2 f).“ Warum war Jesus so unpolitisch? Hätte er nicht empört reagieren müssen oder solidarisch oder zumindest ein wenig mehr mitfühlend? Aber genau da berühren wir den neuralgischen Punkt unsres Themas, der sich nicht vermeiden lässt, wenn wir das Thema „Frieden“ mit der biblischen Botschaft konfrontieren.

Die Bibel und der heutige Zeitgenosse gebrauchen zwar die gleiche Vokabel „Frieden“, aber sie meinen damit offensichtlich etwas Verschiedenes. Zumindest ist in der Bibel auf den ersten Blick nicht das zu finden, wonach die Menschen heute so sehnlich Ausschau halten: ein konkreter Wegweiser zum Frieden, eine Gebrauchsanweisung für Politiker, wie Kriege zu verhindern sind.

Der Begriff „Friede“ (Shalom) hat in der Bibel eine umfassendere Bedeutung als in unserem landläufigen Sprachgebrauch. „Friede“ (Shalom) ist nach biblischem Sprachgebrauch ein Heilszustand, der von Gott her erwartet wird und in welchem *a l l e* Entfremdungen des Menschen, nicht nur der Krieg, aufgehoben sind. In der prophetischen Verkündigung des Alten Testaments wurde dieses Heil für Israel und später zunehmend für *a l l e* Völker in einer das gewöhnliche Leben der Menschen übersteigenden Weise als „Friedensreich“ erwartet. Jesus von Nazaret verkündete durch Wort und Tat die anfanghafte Realisierung dieses Heiles, das Er als das „Reich Gottes“ bezeichnete. Ohne die Hoffnung auf die volle Verwirklichung dieses Heiles aufzugeben, nahm Er - darin Seine Verkündigung nur durchhaltend - sogar den eigenen Tod an.

Nach Jesu Tod und Auferstehung verkündete die Urkirche, dass Gott durch und in Jesus Christus die Erwartung des alten Bundes erfüllte, allerdings nicht so, wie viele Juden sich das vorstellten: in Form eines irdischen Reiches Israel und als Wiederherstellung eines paradisesischen Anfangs. Die Urkirche spricht vom Heil aller Menschen, von ihrer Errettung aus der Macht der Sünde und des Todes, sowie von ihrer Teilhabe am „Leben“ und „Geist“ Gottes, und zwar durch eine neue Schöpfungstat Gottes, die erst nach vielen Drangsalen bei der Parusie ihre Vollendung finden wird, aber für die Getauften schon jetzt anfanghafte Wirklichkeit ist und ein dieser Wirklichkeit entsprechendes Verhalten verlangt.

Soweit in radikaler Kürze der biblische Befund zum Stichwort „Frieden“. Freilich: Mit dem Aufweis fängt ja erst das eigentliche Fragen an. Der Friede, von dem die Bibel spricht, bringt uns wenig, wenn nicht gezeigt werden kann, was er mit uns zu tun hat, und zwar mit uns, die wir in einer Welt zunehmender Gefährdungen und Spannungen leben, die uns manchmal

am Überleben der Menschheit zweifeln lassen. Ich versuche, in der gebotenen Kürze in fünf Sätzen das zu entfalten, was die biblische Friedensbotschaft zu unserem Fragen nach einer „Zukunft in Frieden“ beitragen kann.

1. Satz: Der innerweltliche Friede gehört für die Bibel noch zu den „vorletzten“ Fragen.

Anders gesagt: Die biblische Friedensbotschaft zielt auf Totalität. Es geht im Begriff „Shalom“ oder in dem, was Jesus „Reich Gottes“ nennt, um das *G a n z e* des menschlichen Heiles, nicht nur um das Schweigen der Waffen oder um ein friedliches Zusammenleben von Völkern und Menschengruppen. Der Friede, den die Schrift als Gabe Gottes verkündet hat, zielt auf die Aufhebung aller menschlichen Verhängnisse, auch jener, deren Überwindung aus eigener Kraft den Menschen entzogen ist, z. B. Schuld und Tod.

Dabei kommt etwas in den Blick, was uns heute an der Bibel so schwer verständlich ist: Für die Bibel gibt es - um einmal eine Formulierung von Dietrich Bonhoeffer aufzugreifen - „letzte“ und „vorletzte“ Fragen. Wer sich auf die Perspektive der Heiligen Schrift einlässt, wird auf einmal mit einer „Fundamentalunterscheidung“ (G. Ebeling) konfrontiert, die nur schwer in unser säkularistisches Daseinsgefühl hineinpasst. Ich meine damit die Unterscheidung zwischen Gott und Welt. Vieles, was uns als „letzte Fragen“ bewegt, z. B. die Frage nach der Verhinderung eines Atomkrieges, würde für die Bibel noch unter den „vorletzten Fragen“ rangieren. In biblischer Perspektive ist nur *e i n* Thema wichtig: dass Gott wirklich für uns Gott ist, d. h. absoluter Herr, Schöpfer und Erlöser, und dass Er Sich uns gegenüber auch als solcher erwiesen hat in Jesus Christus. Provozierend gesagt: Der Friede zwischen den Staaten ist für den Christen nicht das höchste Gut. Noch entscheidender ist für ihn der Friede mit Gott. Diese Aussage werden manche nicht gerne hören, doch ist das genau der Sinn der Antwort, die Jesus seinen fragenden Zeitgenossen gab: Ihr solltet euch nicht allein um „Vorletztes“ kümmern, sondern vorrangig um das Entscheidende. Sorgt dafür, dass in eurem Leben Gott wirklich Gott ist (Jesus nennt das Bekehrung!), dann wird euch alles andere hinzugegeben werden!

Hier deutet sich schon an, worin meines Erachtens der Beitrag gläubiger Christen in der friedensethischen Diskussion bestehen könnte. Wir sind als Christen selbstverständlich gehalten, zusammen mit allen Menschen guten Willens nach praktikablen Wegen hin zu einer politischen Friedenssicherung zu suchen, im Sinne einer *pax publica* (Friede zwischen den Staaten). Unser Glaube gibt uns dazu sicherlich zusätzliche Motivation, vielleicht auch eine größere Frustrationstoleranz. Aber der spezifische Beitrag der Kirchen und der Christen ist es, auf den fundamentalen Frieden hinzuweisen und ihn existentiell zu leben, von dem her jeder andere Frieden nur abgeleitet werden kann, den von Gott geschenken und angebotenen Frieden in Christus.

Auch in der Friedensfrage gilt der Satz des Paulus: „Wir wissen nichts anderes als Jesus Christus“, und was wir als Christen sonst noch wissen, das wissen auch die Heiden, manchmal wissen sie es sogar besser. Um es einmal in einem Bild zu sagen: Eine Krankenschwester kann im Krankenhaus ihre Patienten pflegen nach bestem Wissen und Geschick, und sie wird gute Ratschläge, Trostworte und Aufmunterung verteilen. Das ist wichtig und hat auch irgendwo eine gute Wirkung. Aber fundamental helfen kann dem Kranken nur der Facharzt, der eine zutreffende Diagnose stellen und eine entsprechende Therapie anordnen kann. Die Pflege kommt dann sekundär dazu. Dort, wo operiert werden muss, helfen eben keine Pillen und keine Wadenwickel!

Ähnlich radikal geht die Bibel an die Diagnose der Weltsituation heran. Was unserer Welt helfen kann, ist nicht ein Herumlaborieren an Sekundärphänomenen, sondern der energische, zupackende Griff an die Wurzel des Übels - an die Sünde. Aber eben damit rühren wir an einen Begriff, den selbst wir Christen heute nur noch etwas verschämt in den Mund nehmen.

Ich möchte daher ein wenig bei dem, was damit gemeint ist, verweilen.

2. Satz: Stellt man als Christ die Frage nach dem Frieden, so muss vom Sachverhalt der menschlichen Rebellion gegen Gott, also von der Sünde die Rede sein.

Damit habe ich schon eine Umschreibung von Sünde versucht, die uns sofort über die moralische Engführung des Wortes hinausführt. Wenn der Christ von Sünde spricht, dann meint er damit nicht nur das eine oder andere Fehlverhalten des Menschen, also die Sünde als Einzeltat. Er meint damit eine viel tiefergehende, fundamentale Störung seiner Existenz, die etwa vergleichbar ist dem Verhalten zweier Eheleute, die wochenlang nicht mehr miteinander sprechen. Die einzelne, punktuelle Entgleisung des einen Partners gegenüber dem anderen, etwa eine Handgreiflichkeit, ist dann nur die Spitze des Eisberges gegenüber der viel tiefer sitzenden Störung der ehelichen Gemeinschaft. Den Partnern ist die erste Liebe abhanden gekommen.

Meine Ausführungen mögen bitte nicht missverstanden werden. Wenn heute gefragt wird, wodurch der Friede bedroht ist, dann müssen viele Fachfragen erörtert werden, z. B. die der umfangreichen Waffenexporte in die Dritte Welt. Wir werden in Anlehnung an die gegenwärtige Konfliktforschung auf soziale Spannungen und Ungerechtigkeiten hinweisen, auf widerstreitende ökonomische Interessen sowie auf die Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit moralischer, religiöser und vor allem politischer Überzeugungen. An diesen Problemen müssen wir uns „abarbeiten“. Der theologische Hinweis auf die Sünde tritt zu all diesen human- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen der Friedensforschung nicht in Konkurrenz. Denn als Theologen wissen wir um die verschiedenartigen Bedingungen und Erscheinungsformen des Bösen, das sich von der individuellen Tat bis hin zu den gesellschaftlich relevan-

ten Es-Mächten auffächert, die - wie etwa in der faschistischen Ideologie - den Lebens- und Bildungsraum eines ganzen Volkes vergiften können.

Worum es mir geht, ist Folgendes: Jede Störung des Friedens ist im Letzten eine Folgewirkung der Sünde. Denn in der Sünde fällt der Mensch aus der von Gott gesetzten Ordnung des Seins heraus. Er widerspricht der Tatsache, dass er ein abhängiges, auf einen absoluten Partner verwiesenes Wesen ist.

Der christliche Glaube weiß: Es gibt nicht nur den Sündenfall des Einzelnen, sondern den „Sündenfall“ der Gesamtmenschheit, der andauernd anhält. Wir kennen analoge Phänomene aus unserer alltäglichen Erfahrung. Es ist sinnlos, zerstrittene Eheleute durch Einzelaktionen zu versöhnen nach dem Motto: Seid nett zueinander. Zuerst muss die vergiftete Gesamtatmosphäre bereinigt werden, und dabei spielt vieles eine Rolle. Es gibt z. B. ein Scheitern von Ehen, das durch bestimmte Lebensumstände, auch gesellschaftliche Mentalitäten und Trends vorprogrammiert ist. Oder, um ein anderes Beispiel zu gebrauchen: Die neonazistische Terrortat eines Einzelnen kann dort gedeihen, wo der Faschismus als Weltanschauung noch die Köpfe und Herzen von Menschen vernebeln kann. Es ist sinnlos, die Einzeltat zu bekämpfen und das Übel an der Wurzel ungeschoren zu lassen.

Die bewusste und unbewusste Auflehnung gegenüber dem Herrschaftsanspruch Gottes schafft letztlich, das wollen meine Beispiele zeigen, eine Verflochtenheit aller Menschen im Unheil, die keinen von uns unberührt lässt. Der christliche Glaube bewahrt sich also im Gegensatz zu vorschnell optimistischen Weltansichten den Blick für die Realität. Zu dieser Realität des menschlichen Lebens gehört die Schuld, die individuelle Schuld und die gemeinsame Schuldverflochtenheit aller. Schuld (im theologischen Sinn) entsteht, wo der Mensch sich in offener Rebellion gegen seinen Schöpfer auflehnt. An dieser Rebellion, die mit Adam begann, sind wir alle beteiligt. Die Ursachen der Unversöhnlichkeit, des Hasses, letztlich auch des Krieges führen über gesellschaftliche Wurzeln, die wir nicht leugnen, zu den Menschen bzw. zu den menschlichen Systemen, die wie Gott sein wollen. Das will uns die biblische Botschaft sagen, wenn wir über den Frieden nachdenken. Es gibt eine Verflochtenheit aller in die Sünde der Welt, die Gott nicht Gott sein lassen will.

Freilich, das ist nicht das letzte Wort der Bibel zum Thema. Die eigentliche Botschaft der Heiligen Schrift spricht von einem Neuanfang, der aber von Gott her gesetzt wird. Für Christen geht die Tür zum „Weltgefängnis“ von außen auf!

3. Satz: Jesu gehorsames Leben und Sterben hat die Verweigerungsfront der Menschheit gegenüber Gott durchbrochen und damit einen neuen „Friedensdialog“ („Versöhnung“) ermöglicht.

Hier bewegen wir uns im Herzstück der neutestamentlichen Botschaft, für das es verschiedene Schlüsselbegriffe gibt, wie etwa Rechtfertigung, Versöhnung, Stellvertretung, Opfer, Sühne. (Die beiden letzten Begriffe sind leider heute kaum noch verständlich zu machen!) Aber letztlich wollen sie alle nur das eine sagen: Was Christus in seinem Leben und Sterben getan hat, hat Bedeutung für alle Menschen. Das Christusereignis ist im Bild gesprochen die Grundlagenrevolution aller Geschichte, im Vergleich zu der alle anderen Revolutionen nur Veränderungen in den „vorletzten“ Verhältnissen bewirken und bei denen letztlich grundlegende Unheilsstrukturen erhalten bleiben. Ist das zu verstehen? Im Zeitalter der Globalisierung gibt es dafür meines Erachtens zumindest einige Verständnishilfen.

Christus schenkt Gott, den er seinen und unseren Vater nennt, durch sein Leben und die Art seines Sterbens jene umfassende, liebende Hingabe, die eigentlich unsere Aufgabe wäre. Er hat also das getan, was unsere ureigenste Bestimmung ist. Das hat Auswirkungen auf die Menschheit insgesamt. Wir stehen ja nicht nur in einer Verflochtenheit der Schuld, sondern auch in einer Solidarität des Heiles. Es gibt nicht nur eine Globalisierung in der Sünde, sondern noch mehr auch eine Globalisierung in der Gnade, wie Paulus vielleicht heute sagen würde (vgl. Röm 5,12-21). Das Netz der heute weltweiten technisch-wissenschaftlichen oder politisch-gesellschaftlichen Verflechtungen kann uns als Analogie dienen. Wir alle sitzen - so oder so - „in einem Boot“. Solche und ähnliche Erfahrungen der gegenseitigen Verwiesenheit der Menschen aufeinander helfen, die Aussage des christlichen Glaubens verständlich zu machen, dass Jesu Lebenshingabe für uns alle Bedeutung hat. Jesus Christus hat für alle Menschen eine neue Art des Lebens als reale Möglichkeit eröffnet. Theologisch ausgedrückt: Entrissen der Gewalt der alten Schuldverflechtung, ist es den Glaubenden möglich, in der Nachfolge Jesu „neue Schöpfung“ zu sein, d. h. in liebendem Gehorsam sich dem Willen Gottes in Freiheit zu überantworten. Die Bedingungen hierfür sind uns gnadenhaft eröffnet: Glaube und Taufe. Sie eröffnen die Chance eines Lebens nach der Art Jesu, eines Lebens, das von sich selbst absieht, das auf allen Eigennutz verzichtet, das sich ganz und gar als verdanktes Leben versteht und sich so in den Dienst der Liebe zu Gott und den Nächsten genommen weiß. Ich gebrauche wieder einen Vergleich: Ein wirklich bekehrter Christ könnte sich vorkommen wie einer, der nach einem schweren Verkehrsunfall, bei dem er wie durch ein Wunder mit dem Leben davonkam, auf einmal anders leben kann, dankbarer, weniger egoistisch, wahrhaftiger, kurz gesagt: mit mehr Tiefgang. „Neuschöpfung“ nennt Paulus diesen Vorgang, der sich auch heute täglich vollzieht, immer dort, wo ein Mensch sein eigenes Lebensdenkmal, das er sich aufgerichtet hat, umstürzt und anfängt, sich von einem neuen Fundament her „aufzubauen“, von Gott her, der in Christus sich mit uns versöhnt hat.

Zu diesem Ausdruck „Versöhnung“ ist noch kurz etwas zu sagen, damit er nicht missverstanden wird. Es geht hier nicht um eine Art Gemütsbewegung Gottes oder gar um den Ausgleich zwischen zwei gleichberechtigten Partnern, die zerstritten waren und dann wieder eine Übereinkunft fanden. Paulus gebraucht einmal ein hartes Bild. Kann ein Holzkloben, aus dem ein Künstler eine Figur schnitzen will, mit dem Künstler eine Übereinkunft schlie-

ßen? Oder: Kann ein ungeborenes Kind mit seiner Mutter darüber rechten, ob es und wie es ins Leben treten will oder nicht? Nein, Gottes souveränes, absolut herrscherliches Verhalten uns gegenüber steht außer Frage. Gott hat an uns gehandelt nicht aufgrund unserer Verdienste, sondern allein aufgrund seiner unergründlichen Liebe. Er versöhnte sich mit uns, weil Er es so wollte, weil Er seine Schöpfung nicht zu einem „Nonsens“ werden lassen wollte (so ähnlich, wie wir uns einen Sonntagnachmittag nicht verderben lassen durch die ungezogenen Kinder!). Versöhnung Gottes mit uns: das ist, wie wenn eine kluge Mutter ihr noch trotziges Kind in die Arme nimmt und den noch anhaltenden Eigensinn wegschmilzt mit der Kraft einer nicht zu strapazierenden Liebe! Wie wenn ein guter Pädagoge die Bosheit des Zöglings nicht durch harte Strafen verhärtet, sondern in den Raum eines durch nichts zu erschütternden grundsätzlichen Vertrauens zu dem Halbwüchsigen gleichsam „verpuffen“ lässt... Das sind schwache Bilder für das, was Gott an uns tut. Er lässt uns nicht mit uns selbst allein. Er bleibt seinem auf das Heil des Menschen gerichteten Schöpfungswillen treu.

Trotz der anhaltenden Unheilsstrukturen in der Welt hat der Christ darum einen strapazierfähigen Friedensoptimismus. Der Friede, den Christus uns gebracht hat und eröffnet hat, ist nicht mit menschlichen Waffen zu zerstören. Gott lässt sich die Schöpfung durch uns nicht rettungslos verderben. Darum kann Paulus sagen: Gott hat in Christus ein für allemal zu uns sein Ja gesprochen (vgl. 2 Kor 1,19). Der christliche Einsatz für den Frieden zwischen Menschen, Gruppen und Völkern hat darum bei allem Streit um die rechten Methoden konkreter Friedensarbeit ein unzerstörbares Fundament, auf dem wir immer wieder neu, auch nach missglückten Ansätzen, aufbauen können: Gottes Friede mit uns in Jesus Christus.

Noch einmal: Die christliche Rede vom Frieden Gottes in Christus ist nicht einfachhin mit Aussagen über den Weltfrieden kurzzuschließen. Es ist sogar sehr wichtig, dass wir uns als Christen bewusst werden, von welchem Frieden wir reden. Denn erst die Unterscheidung beider Aussageebenen macht deutlich, dass wir Christen in die Friedensdiskussion mehr einzubringen haben als allgemeine politische Überlegungen. Ich sage es einmal mit den Worten des Theologen Gerhard Ebeling:

„Beim Frieden mit Gott geht es um die Aufhebung der Sünde und deshalb primär um den Frieden des Herzens und Gewissens, beim Weltfrieden dagegen im Extremfall um die Verhinderung des Krieges als einer der Folgewirkungen der Sünde - unter den heutigen Weltbedingungen sicher ihrer global fürchterlichsten Folgewirkung. Zwischen der *pax conscientiae* (Friede im Gewissensbereich) und der *pax publica* (Friede zwischen den Staaten) zu unterscheiden ist die *conditio sine qua non* (die Vorbedingung schlechthin) dafür, dass man sich in angemessener Weise um des Weltfriedens willen auf den Frieden Gottes bezieht und den Frieden Gottes wirklich und nicht nur ideologisch zugunsten des Weltfriedens in die Waagschale legt. Denn der Friede Gottes wirkt in die Welt hinein durch die Verkündigung des Wortes Gottes und deshalb durch Herz und Gewissen des Einzelnen hindurch. Sieht sich dagegen der Christ durch die Sorgen um den Weltfrieden nicht mehr zurückverwiesen auf die Macht der Sünde und das eigene Sünder-Sein, so verliert das biblische Reden vom Frieden mit Gott durch Jesus Christus seinen Ort im Le-

ben und wird zu einer überflüssigen religiösen Phrase. Fällt diese Unterscheidung dahin, so ergibt sich nicht etwa ein lebendiges Ganzes, sondern im Gegenteil, man verliert das eine und beeinträchtigt dadurch das andere. Der Friede Gottes wird dann zu einem bloßen Ideal, dessen Verwirklichung von denen abhängen soll, die keinen Frieden haben. Und der Weltfriede wird zu einem utopischen Ziel der Weltgeschichte, das zu erreichen jedenfalls den Toten versagt ist: all denen, die schon gestorben sind und die, wie wir, noch vor Erreichung dieses Zieles sterben werden. Auch wenn man sich dafür der hebräischen Vokabel bedient, wird solches Friedensverständnis dadurch nicht biblisch.“²

Nachdem wir klargestellt haben, worum es beim *shalom* Gottes mit seiner Welt geht, müssen wir aber nun doch fragen, ob nicht in der Heiligen Schrift einige konkrete Fingerzeige für den Friedensdienst des Christen in der Welt zu finden sind. In diesem Zusammenhang wird hier immer wieder auf die Bergpredigt Jesu verwiesen. Ich möchte darum noch zwei Sätze anschließen.

4. Satz: Die Bergpredigt ist eine Einladung, mit Jesus in Freiheit grenzenlos auf Gottes grenzenlose Liebe zu antworten und andere dazu anzustiften.

Ich kann mich hier nicht auf die ganze Problematik der rechten Auslegung der Bergpredigt einlassen. Ohne Zweifel gehören die Aussagen Jesu in Lk 6 bzw. Mt 5-7 zu den aufregendsten Texten der Weltliteratur. Für uns Christen gehören sie zu dem Herzstück unseres Glaubens. Doch besteht wohl auch darin weithin Einigkeit, dass die Sätze der Bergpredigt, zumal losgelöst vom Gesamt der neutestamentlichen Botschaft, nicht zu konkreten Handlungsanweisungen für das jeweilige Hier und Heute umgemünzt werden können. Jesu Antwort auf die Gewalt ist ja nicht einfachhin die Gewaltlosigkeit, sondern eine die Gewalt verschlingende Kraft einer noch größeren Liebe: „Darum halte auch die andere Wange hin, darum gib ihm noch den Rock dazu, darum gehe noch eine weitere Meile mit“ usw.

Das bedeutet zweierlei:

In der Bergpredigt Jesu enthüllt sich nicht das Ideal einer edlen Humanität, also die Aufgipfelung menschlicher Möglichkeiten in ethischer Hinsicht, sondern die Bergpredigt enthüllt zunächst einmal Gottes erlösende und befreiende Art zu sein. Er ist so, darum sollen wir so sein. Seid gewaltfrei, nicht, weil das vernünftig ist, sondern weil Gott so ist. In diesem Sinne ist die Bergpredigt kein Ideal, sondern Aufdeckung einer Wirklichkeit. Es gibt Einen, der die andere Wange hinhält, der dir noch den Rock dazu gibt, und der - genötigt - noch eine weitere Meile mit dir geht. Das ist Gott. Darum setzt der Christ, wenn er die Bergpredigt als Einladung zum Handeln hört - und jeder Glaubende ist dazu eingeladen, nicht nur die „Elitechristen“ -, sein Vertrauen nicht in die eigene Kraft, es sei denn, insofern diese von Gott kommt.

² G. Ebeling, *Usus politicus legis - usus politicus evangelii*: ZThK 79(1982), 323-348, hier 339f.

Und ein Zweites: Die Bergpredigt ist keine abstrakte Handlungsanleitung mit vorgezeichneten Imperativen, die es buchstabengetreu zu erfüllen gilt. Die Bergpredigt ist vielmehr „Provokation des Gesetzes Christi, der durch Kreuz und Auferstehung das Gesetz erfüllt und als Gesetz der Freiheit enthüllt hat ... Freisein und Gehorsam gehen unscheidbar in eins zusammen. Hieraus ergibt sich, dass die lebendige Norm der Bergpredigt Freiheit und Verantwortung des Menschen voraussetzt. Dies bedeutet für den politisch-geschichtlichen Raum: Die Bergpredigt kann nicht mit politischer Macht per Gesetz von „oben“ verordnet werden. Sie ist, gerade im Maße ihrer politischen Verwirklichung, nur kraft des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, durch die bewusste und freie Annahme des Einzelnen in der Gemeinschaft der Glaubenden vollziehbar. Sie setzt sich selbst eine „Grenze“, die die bejahte und angenommene Freiheit des anderen darstellt, der angesprochen ist. Sie ist selbst gewaltfrei in der Ehrfurcht vor allen, an die sie sich richtet“³

Vielleicht hat Jakobus in seinem Brief bei der Forderung, wir sollten uns in das „vollkommene Gesetz der Freiheit“ vertiefen (vgl. Jak 1,25), doch an die Bergpredigt gedacht⁴, denn die Bergpredigt ist in der Tat Ruf in die Nachfolge Jesu, der einlädt, in Freiheit auf Gottes grenzenlose Liebe ebenso grenzenlos zu antworten. Die Jünger Jesu sollen so zum Licht und zum Salz der Erde werden, sie sollen Jesu Art zu leben nachahmen, damit „die Menschen eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,16) - also durch ihr Verhalten Zeugnis für Gott ablegen.

Ich spitze einmal meine Überlegung zu: Die Bereitschaft des Christen zu einer Gewaltlosigkeit, die die Gewalt in Liebe überbietet, soll nicht einen möglichen Krieg verhindern, sondern G o t t offenbaren. Freilich scheint Jesus der Ansicht zu sein, dass dies dann auch dazu beiträgt, dass Seine Jünger miteinander und mit anderen als Geschwister umgehen, also auch z. B. kriegerische Auseinandersetzungen verhindern können. Gleichwohl hat Jesus niemals ein Friedensreich auf Erden verheißen. Im Gegenteil: Die Jünger werden ihren Weg „unter Verfolgungen“ zu gehen haben.

Ich glaube, wir spüren hier, wie - leider! - in unserem christlichen Reden heute die Gewichte meist anders verteilt sind. Und wir spüren auch, wo Kirchen und Christen eigentlich als Diener am Frieden gefragt sind. Was die Kirchen für den Frieden tun können, ist primär dies: so hingebungsvoll wie möglich bei ihrem Auftrag zu sein: Gott wirklich Gott, also auch Herr über uns selbst sein zu lassen.

Wir wollen noch eine letzte Überlegung hinzufügen:

5. Satz: Der Weg Jesu ist nicht der Weg der Gewaltfreiheit als rein passives Dulden, sondern der Weg der Gewaltfreiheit als schöpferischer Widerstand gegen das Böse.

³ H. Büchele, Bergpredigt und Gewaltfreiheit: Stimmen der Zeit 199(1981), 632-640, hier 635

⁴ Vgl. P. Stuhlmacher, Jesu vollkommenes Gesetz der Freiheit: ZThK 79(1982), 283-322, hier 291

Die Nachfolge Jesu will uns schöpferisch, erfinderisch bei der Suche nach dem Frieden machen. Es ist wie mit der Liebe: Wirkliche Liebe gibt sich nicht einfach damit zufrieden, dass der andere so ist, wie er ist. Im Gegenteil, sie wird versuchen, aus dem anderen das je bessere Ich herauszuholen. Echte Liebe sagt immer zweierlei. Einmal: Es ist gut, dass es dich gibt! Zum anderen aber auch: Um deinetwillen ist es gut, dass du dich änderst, dass du wächst, dass du noch liebenswerter wirst usw. Echte Liebe sagt niemals: Es ist mir egal, wie du bist. So ähnlich kann auch der Christ nicht sagen: Es ist mir egal, wie die Welt ist und wie die Verhältnisse laufen. Wenn er wirklich dem Gebot des Herrn folgend die Menschen lieben soll, dann muss er schöpferisch lieben, kreativ, dann muss aus dieser Zuwendung auch für den anderen und für die Welt das je Bessere erwachsen. Wohlgemerkt: in Gewaltfreiheit - aber diese Gewaltfreiheit kann sich beispielsweise ebenso in Geduld äußern wie auch im Widerstand gegen das Böse. Man könnte geradezu die Liebe als „schöpferischer Widerstand“ definieren. Und es ist ein Irrtum zu meinen, dass gewaltfreie Liebe niemals wehtun kann. Jede Mutter, die ihr Kind liebt, wird es auch mit Nachdruck daran hindern, mit der Gabel in der Steckdose herumzuspielen. Der Unterschied dieser Art der Nötigung, die die Mutter ausübt, zu „normaler“ Gewalt, ist, dass sie sich nicht selbst sucht, sondern den anderen. Diese Form von „schöpferischem“ Widerstand will nicht den Widerstand an sich, sondern im Widerstand das Wohl des anderen. Und schöpferischer Widerstand verbaut niemals dem anderen den Freiheitsraum, macht ihn nicht grundsätzlich zum Gegner, den es auszuschalten gilt.

Das bedeutet meines Erachtens dreierlei:

1. Absolute Gewaltfreiheit um jeden Preis kann auch eine Form der Lieblosigkeit sein. Gewaltfreiheit muss immer einem Ziel dienen, sie ist nicht ein Wert an sich, sondern nur insofern gut, soweit sie das Böse in sich verschlingt. Wo Gewaltfreiheit das Böse gewähren lässt, kann sie schuldig werden. Das Gebot Jesu enthebt uns also nicht der Aufgabe des ständigen Nachdenkens über das, was zu tun ist, und des Prüfens der jeweiligen Situation.

2. Gewaltfreiheit des Christen muss damit rechnen, dass gerade sie Gegengewalt provoziert. Gewaltfreies Handeln, das in schöpferischem Widerstand den Mitmenschen um seinen willen zu verändern sucht, kann den anderen in Versuchung führen, nun gerade erst recht die eigene Gewalttätigkeit voll auszuspielen. Zur schöpferischen Gewaltfreiheit gehört dann die Klugheit, die Aggressivität des anderen in Schranken zu halten, aber noch mehr die Geduld, auf den anderen in Treue zu warten, auch um den Preis, selbst dabei verwundet zu werden. Die Leidensvorhersagen Jesu für Seine Jünger sind für mich nicht nur fromme Sprüche. Sie offenbaren vielmehr etwas von dem Realitätssinn Jesu, der mehr vom Mysterium der Sünde wusste als unser aufgeklärtes Denken.

3. Und schließlich: Schöpferische Gewaltfreiheit auf der Suche nach dem Frieden wird weder den Weg der absoluten Selbstentblößung gehen können (gemäß der Parole: „ohne Rüs-

tung leben“), noch den Weg des eskalierenden Gleichgewichts des Schreckens (nach dem Motto: „Was der andere hat, muss ich auch haben, und ich muss noch mehr haben“). Eine vom Geist Jesu sich leiten lassende Friedenshaltung wird versuchen, z. B. die dem Rüstungswettlauf innewohnende Logik der Eskalation zu zerbrechen, die behauptet, es gäbe nur Stabilität durch eigene Überlegenheit. Dies gilt genauso für den zwischenmenschlichen „Rüstungswettlauf“, bei dem wir alle irgendwo munter mitspielen. Ich bin der Meinung, dass die Bergpredigt Jesu mit ihrem so häufig belächelten Ideal der Gewaltlosigkeit, noch genauer: mit ihrer Forderung, selbst den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun (vgl. Mt 5,23 f.), also bereit zu sein, im Blick auf die mögliche Versöhnung Vorleistungen zu geben, heute wieder eine neue für viele überzeugende, rationale Aussagekraft gewinnt.

Ich bin mir bewusst, mit diesen letzten Gedanken eine Reihe von Themen angeschnitten zu haben, die mehr Fragen aufwerfen als beantworten. Doch wäre das Ziel meines Vortrages erreicht, wenn wir miteinander ein wenig besser verstanden hätten, dass mehr denn je auch heute das Wort Jesu gilt: „Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle genauso umkommen“ (Lk 13,3).